

Stef Penney
Die Zärtlichkeit der Wölfe

Stef Penney
Die Zärtlichkeit
der Wölfe

Roman

Deutsch von
Stefanie Retterbush

Goldmann Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»The Tenderness of Wolves« bei Quercus, London.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2006

by Stef Penney

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by arrangement with Random House,

an imprint of Random House Publishing Group,

a division of Random House, Inc.

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-31150-7

www.goldmann-verlag.de

Meinen Eltern

VERSCHWINDEN

Das letzte Mal sah ich Laurent Jammet in Scotts Laden – mit einem toten Wolf über der Schulter. Ich war gekommen, um Nadeln zu besorgen, und er war wegen des Kopfgelds da. Seit Scott von einem Yankee hereingelegt worden war, der erst mit den Ohren auftauchte und das Kopfgeld kassierte, dann ein paar Tage später die Pfoten für einen weiteren Dollar anschleppte und schlussendlich auch noch aus dem Schwanz Kapital schlug, bestand er darauf, dass man ihm den ganzen Kadaver brachte. Es war im Winter gewesen, daher hatten die Einzelteile relativ frisch gewirkt, aber die Geschichte über diesen Schwindel hatte schnell die Runde gemacht. Sehr zu Scotts Missfallen. Das Wolfsgesicht war also das Erste, was ich beim Betreten des Ladens sah. Die Zunge hing schlaff aus der Schnauze, die zu einer Fratze verzerrt war. Ich zuckte unwillkürlich zurück. Scott brüllte los, und Jammet entschuldigte sich vielmals. Es war einfach unmöglich, ihm böse zu sein, dazu war er viel zu charmant – und außerdem hinkte er. Der Kadaver wurde irgendwo nach draußen geschafft, und während ich mich im Laden umsah, fingen die beiden Männer an, sich über das mottenzerfressene Fell zu streiten, das über der Tür hing. Ich glaube, Jammet witzelte, Scott solle es doch durch ein neues ersetzen. Auf dem darunter angebrachten Schild war zu lesen: »Canis lupus (männlich), der erste in der Stadt Caulfield erlegte Wolf, 11. Februar 1860«. Dieses Schild verrät eine Menge über John Scott, es demonstriert, wie wichtig es ihm ist, gebildet zu erscheinen, wie selbstherrlich er ist und wie wenig ernst er es mit der Wahrheit nimmt. Denn es war ganz sicher nicht der erste Wolf, der in dieser Gegend geschossen worden war, und so etwas wie eine

»Stadt Caulfield« gibt es streng genommen auch überhaupt nicht, selbst wenn er das gerne hätte, denn dann gäbe es auch einen Gemeinderat, und er könnte der Bürgermeister sein.

»Und überhaupt ist das ein Weibchen. Die Rüden haben einen dunkleren Kragen und sind größer. Dieses Exemplar hier ist ziemlich klein.«

Jammet wusste, wovon er redete, da er mehr Wölfe zur Strecke gebracht hatte als jeder andere, den ich kenne. Er lächelte, zum Zeichen, dass er niemandem zu nahe treten wollte, aber Scott trat man immer zu nahe – und auch heute ließ er die Gelegenheit nicht aus, sich aufzuplustern.

»Ich nehme an, Sie erinnern sich besser daran als ich, Mr Jammet?«

Jammet zuckte die Achseln. Da er 1860 noch nicht hier gewesen und im Gegensatz zu uns Übrigen Franzose war, musste er sich vorsehen.

In diesem Augenblick trat ich an den Ladentisch. »Ich glaube auch, dass es ein Weibchen war, Mr Scott. Der Mann, der es damals hergebracht hat, sagte, die Welpen hätten die ganze Nacht geheult. Ich erinnere mich noch ganz genau.«

Und ich erinnerte mich auch noch genau, wie Scott den Kadaver an den Hinterbeinen vor dem Laden aufgehängt hatte, damit ihn alle angaffen konnten. Ich hatte noch nie zuvor einen Wolf gesehen und mich gewundert, wie klein er war. Er hing dort, die Nase auf die Erde gerichtet und die Augen geschlossen, als würde er sich schämen. Die Männer machten Scherze über das tote Tier, die Kinder kicherten und forderten sich gegenseitig auf, ihm die Hand in die Schnauze zu stecken. Sie posierten mit dem erlegten Tier, um die anderen zum Lachen zu bringen.

Scott richtete seine kleinen, leuchtend blauen Augen auf mich – und es war schwer zu sagen, ob er über mich verärgert war, weil ich mich auf die Seite eines Ausländers geschlagen hatte, oder ob er einfach so verärgert war.

»Na, und was ist mit dem Kerl später passiert?« Doc Wade, der Mann, der das Kopfgeld kassiert hatte, war im Frühjahr darauf ertrunken, und Scott sagte das so verächtlich, als bewiese Doc Wades' Ende seine Schuld.

»Nun ja ...« Jammet zuckte die Achseln und zwinkerte mir zu, der Frechdachs.

Irgendwie – ich glaube, es war Scott, der die Rede darauf brachte – kamen wir dann auf die armen Mädchen zu sprechen, was meistens geschah, wenn ein Gespräch um das Thema Wölfe kreiste. Obwohl es jede Menge bedauernswerte Frauen gibt auf der Welt (aus eigener Erfahrung kann ich sagen, mehr als genug), bezieht sich »arme Mädchen« bei uns ausschließlich auf zwei bestimmte – die Seton-Schwestern nämlich, die vor vielen Jahren verschwanden. Wir tauschten ein paar Minuten lang belanglose Nebensächlichkeiten über den Vorfall aus, bis wir abrupt von dem Schrillen der Ladenglocke und dem Hereinkommen von Mrs Knox unterbrochen wurden. Wir taten, als wären wir voll und ganz in die Knopfauslage auf dem Ladentisch vertieft. Laurent Jammet nahm seinen Dollar, verbeugte sich vor mir und Mrs Knox und ging wortlos.

Die Glocke tanzte noch eine ganze Weile an ihrer Metallfeder, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte.

Das war alles, überhaupt nichts Bedeutsames. An jenem letzten Mal, als ich ihn sah.

Laurent Jammet war unser nächster Nachbar. Und trotzdem war uns sein Leben ein Rätsel. Ich fragte mich immer wieder, wie er es schaffte, mit seinem schlimmen Bein Wölfe zu jagen, bis mir jemand erzählte, dass er mit Strychnin vergiftetes Hirschfleisch als Köder auslegte. Die Kunst bestand dann nur noch darin, die Fährte bis zu dem toten Tier zu verfolgen. Eigentlich entspricht das nicht meiner Vorstellung von Jagd. Ich weiß, dass viele Wölfe gelernt haben, sich aus der Reichweite eines Winchester-Gewehrs fernzuhalten, so dumm können sie

also nicht sein, aber klug genug, einer geschenkten Mahlzeit zu misstrauen, sind sie dann auch wieder nicht. Worin besteht aber der Verdienst, einer zum Tode verurteilten Kreatur so lange zu folgen, bis sie ihr Ende ereilt hat? Auch sonst gab es vieles an Laurent Jammet, das ungewöhnlich war: Er machte lange Reisen in unbekannte Gebiete, bekam Besuch von dunklen, wortkargen Fremden und zeigte sich gelegentlich unerwartet großzügig, was in krassem Gegensatz zu seiner baufälligen Hütte stand. Wir wussten, dass er aus Quebec stammte. Wir wussten auch, dass er katholisch war, obwohl er nur selten in die Kirche oder zur Beichte ging (wobei er während seiner langen Abwesenheiten möglicherweise beides tat). Er war höflich und immer gutgelaunt, hatte aber keine engen Freunde und hielt sich stets ein wenig abseits. Und er sah, wenn ich das sagen darf, gut aus mit seinen nahezu schwarzen Haaren und Augen und seinem Gesicht, das immer schien, als habe er gerade gelächelt oder als werde er es jeden Moment tun. Allen Frauen begegnete er auf die gleiche charmante und respektvolle Art, ohne dass er sie oder ihre Ehemänner dabei je in Verlegenheit gebracht hätte. Er war nicht verheiratet und machte auch keinerlei Anstalten, etwas daran zu ändern, aber manche Männer sind eben allein glücklicher, besonders dann, wenn sie eher zu Unordnung und Unbeständigkeit neigen.

Manche Menschen ziehen einen unbestimmten, aber ganz und gar nicht böswilligen Neid auf sich. Jammet, so faul und gutmütig, wie er war, gehörte zu diesen Menschen, die einfach so, leicht und mühelos, durch das Leben zu gleiten schienen. Ich hielt ihn für einen Glückspilz, weil er sich ganz offensichtlich nicht den Kopf über all die Dinge zerbrach, die uns anderen graue Haare wachsen lassen. Er selbst hatte keine grauen Haare, dafür aber eine Vergangenheit, die er größtenteils für sich behielt. Er glaubte sicher auch eine Zukunft zu haben, nehme ich an, doch die hatte er nicht. Er war vielleicht vierzig. Älter sollte er nicht werden.

Es ist ein Dienstagmorgen Mitte November, ungefähr zwei Wochen nach unserer Begegnung im Laden: In furchtbarer Stimmung gehe ich von unserem Haus den Weg hinunter und lege mir meine Strafpredigt sorgfältig zurecht. Höchstwahrscheinlich übe ich sie sogar laut – Selbstgespräche sind nur eine der vielen absonderlichen Gewohnheiten, die man sich aneignet, wenn man in der Wildnis wohnt. Der Weg, der eigentlich nicht viel mehr ist als eine Reihe von Hufen und Wagenrädern ausgetretener Spurrinnen, folgt einem Fluss, der sich dort in eine ganze Folge kleiner Wasserfälle ergießt. Unter den Birken leuchten smaragdgrüne Moospolster im Sonnenlicht. Laub, das unter dem Frost der vergangenen Nacht erstarrt ist, knistert unter meinen Füßen und erzählt flüsternd vom nahenden Winter. Der Himmel ist so gleißend blau, dass es in den Augen schmerzt. Ich gehe schnell in meinem Zorn, den Kopf hoch erhoben. Vermutlich wirke ich dadurch sogar fröhlich.

Jammets Hütte steht am Ufer des Flusses auf einem mit Unkraut überwucherten Flecken, der einen Garten darstellen soll. Die ungeschälten Holzbalkenwände sind über die Jahre ausgebleichen, sodass sie nun grau und wollig aussehen, eher wie ein lebendes Wesen als ein Gebäude. Sie ist ein Überbleibsel aus vergangenen Zeiten, diese Hütte: Ihre Tür besteht aus einem mit Hirschleder bespannten Holzrahmen, die Fenster sind mit geöltem Pergamentpapier glasiert. Im Winter muss es dort drinnen eisig kalt sein. Dies ist kein Ort, an dem die Damen von Dove River oft vorbeikommen, und ich selbst bin seit Monaten nicht mehr hier gewesen, aber ich weiß nicht, wo ich sonst noch suchen soll.

Kein Rauchzeichen, das auf Leben drinnen hindeutet, aber die Tür ist offen und das Hirschleder fleckig von all den schmutzigen Händen, die es schon berührt haben. Erst rufe ich, dann klopfe ich an die Wand. Weil keine Antwort kommt, spähe ich hinein, und dann, als meine Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnt haben, sehe ich Jammet, der zu Hause ist und, wie man

es von ihm nicht anders erwartet hätte, um diese Zeit noch auf dem Bett liegt und schläft. Ich bin schon im Begriff, mich umzudrehen und zu gehen, weil ich ihn nicht wecken will, aber mein Ärger veranlasst mich zu bleiben. Ich bin den weiten Weg schließlich nicht zum Spaß hergekommen.

»Mr Jammet?«, setze ich an und klinge dabei für mein Empfinden etwas zu munter. »Mr Jammet, ich störe nur ungern, aber ich muss Sie fragen ...«

Laurent Jammet schläft friedlich. Um den Hals hat er das rote Tuch, das er immer zum Jagen trägt, damit die anderen Jäger ihn nicht mit einem Bären verwechseln und versehentlich erschießen. Ein Fuß hängt über die Bettkante. Er steckt in einer schmutzigen Socke. Sein rotes Halstuch liegt auf dem Tisch ... ich klammere mich an die Tür. Schlagartig hat sich das gewohnte Bild vollkommen verändert: Fliegen surren um ihr spätherbstliches Festmahl, das rote Halstuch ist nicht um seinen Hals geknotet, kann es nicht sein, weil es auf dem Tisch liegt, was bedeutet ...

»Oh«, sage ich, und der Klang in der stillen Hütte erschreckt mich. »Nein.«

Ich kralle mich an der Tür fest, versuche, nicht wegzulaufen, auch wenn ich gleich danach einsehen muss, dass ich mich auch gar nicht bewegen könnte, selbst wenn mein Leben daran hinge.

Die aus seinem Hals strömende Röte kommt aus einer klaffenden Wunde und ist in die Matratze gesickert. Eine klaffende Wunde. Ich keuche, als wäre ich gerade gerannt. Der Türrahmen ist in diesem Augenblick das Wichtigste auf der ganzen Welt. Ohne ihn wüsste ich nicht, was ich tun sollte.

Das Halstuch hat seinen Dienst nicht erfüllt. Es hat seinen vorzeitigen Tod nicht verhindert.

Ich gebe nicht vor, besonders mutig zu sein, und habe mich schon vor geraumer Zeit von der Vorstellung verabschiedet, irgendwelche außergewöhnlichen Eigenschaften zu besitzen,

aber ich bin erstaunt darüber, wie ruhig ich mich in der Hütte umsehe. Mein erster Gedanke ist, dass Jammets sich selbst umgebracht hat, aber seine Hände sind leer, und nirgendwo ist die Spur einer Waffe zu sehen. Eine Hand hängt seitlich aus dem Bett. Es kommt mir gar nicht in den Sinn, mich zu fürchten. Ich weiß mit absoluter Gewissheit, dass derjenige, der das getan hat, nicht in der Nähe ist – die Hütte schreit ihre Leere förmlich heraus. Selbst der Leichnam auf dem Bett ist leer. Nicht einmal ein Schatten seines Charakters ist geblieben – Jammets Fröhlichkeit und Unordentlichkeit und seine Schießkunst, seine Großzügigkeit und seine Dickfelligkeit –, alles ist fort.

Und da ist noch etwas, was mir auffällt, weil sein Gesicht leicht von mir abgewandt ist. Ich will es nicht sehen, doch es ist da, und es bestätigt nur, was ich bereits widerwillig akzeptiert habe – dass Laurent Jammets Schicksal nicht zu jenen Geheimnissen dieser Welt gehört, die niemals gelüftet werden. Das hier ist kein Unfall, und er hat sich auch nicht selbst umgebracht. Er wurde skalpiert.

Irgendwann, vermutlich aber nur einige Sekunden später, ziehe ich die Tür endlich hinter mir zu, und als ich ihn nicht mehr sehen kann, geht es mir etwas besser. Und doch schmerzt meine Hand den ganzen Tag und noch Tage später von der Heftigkeit, mit der ich mich an den Türrahmen geklammert habe, als hätte ich das Holz mit meinen Fingern kneten wollen wie einen Teig.

Wir leben in Dove River, am Nordufer der Georgian Bay. Mein Mann und ich sind vor gut zehn Jahren aus den schottischen Highlands hierher ausgewandert, vertrieben wie viele andere. Eineinhalb Millionen Menschen sind innerhalb weniger Jahre nach Nordamerika gekommen, doch trotz dieser gewaltigen Zahl und obwohl wir in den Schiffen derart eingepfercht waren, dass wir dachten, in der Neuen Welt könne unmöglich genug Platz für uns alle sein, verstreuten wir uns doch von den Anlegestellen in Halifax und Montreal aus in alle Richtungen. Wir liefen auseinander wie die Nebenflüsse eines Stroms und verschwanden, jeder für sich, in der Wildnis. Das Land verschlang uns alle und wollte noch mehr. Wir rangen den Wäldern mit der Hacke Land ab und gaben unseren Siedlungen Namen – wir benannten sie nach Dingen, die wir sahen – nach einem bestimmten Vogel, nach irgendeinem anderen Tier – oder nach unseren alten Heimatstädten, und lebten fortan an Orten, die so sehr von sentimentalischen Erinnerungen überschattet waren, dass sie es nicht vermochten, neue Heimatgefühle in uns auszulösen. Was einmal mehr zeigt, dass man nichts einfach hinter sich lassen kann. Man trägt seine Vergangenheit überallhin mit sich, ob man will oder nicht.

Vor zwölf Jahren gab es hier nichts als Bäume. Das Land nördlich von hier ist heimtückisch und besteht nur aus Sümpfen und Geröll. Dort können nicht einmal Weiden und Lärchen Wurzeln schlagen. In der Nähe des Flusses ist die Erde aber weich und tief und der Wald so dunkelgrün, dass er fast schwarz wirkt; die alles umgebende Stille ist in ihrer Undurchdringlichkeit so unergründlich und endlos wie der Himmel. Als ich das

alles zum ersten Mal sah, war meine erste Reaktion, in Tränen auszubrechen. Der Einspänner, mit dem wir gekommen waren, rumpelte davon, und der Gedanke, dass von nun an nur noch der Wind mir antworten würde – egal, wie laut ich auch schrie –, ließ sich nicht vertreiben. Wenn wir Ruhe und Frieden gesucht hatten, dann hatten wir hier beides gefunden. Mein Mann wartete ruhig ab, bis mein hysterischer Anfall verflogen war, und sagte dann mit grimmigem Lächeln: »Hier draußen gibt es nichts Größeres als Gott.«

Vorausgesetzt, man glaubte an so etwas, schien das eine sichere Sache.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich an die Stille und an die dünne Luft, in der alles strahlender und schärfer konturiert wirkte als zu Hause. Ich fing sogar an, es zu mögen. Und ich gab dem Ort einen Namen, da er, soweit wir wussten, noch keinen hatte: Dove River.

Auch ich bin nicht gefeit vor Sentimentalitäten.

Andere kamen dazu. Dann baute John Scott die Getreidemühle an der Flussmündung, und wenn er schon so viel Geld hineingesteckt und man von dort einen so schönen Ausblick auf die Bucht hatte, meinte er, er könne sich ebenso gut auch selbst dort niederlassen. Irgendwie kam es daraufhin in Mode, in der Nähe des Ufers zu bauen, was für uns andere unbegreiflich war, die wir stromaufwärts gezogen waren, um den heulenden Stürmen zu entgehen, die unsere Bucht in einen wütenden Ozean zu verwandeln schienen, der seine Klauen nach dem Land ausstreckte, das wir so anmaßend besiedelt hatten. Aber Caulfield (wieder eine dieser Sentimentalitäten: Scott kommt aus Dumfriesshire, wo es einen Ort mit eben diesem Namen gibt) entwickelte sich, wie Dove River es nie schaffen wird – weil es dort ebenes Land im Überfluss gab und verhältnismäßig wenig Wald, und weil Scott einen Kurzwarenladen eröffnete, mit dem das Leben in der Wildnis wesentlich angenehmer wurde.

Inzwischen ist daraus eine Siedlung mit über hundert Menschen geworden, eine seltsame Mischung aus Schotten und Yankees. Und Laurent Jammet. Er ist – war – noch nicht lange da und wäre vermutlich nie hergekommen, hätte er sich nicht in ein Fleckchen Land verliebt, das niemand sonst anrühren wollte.

Vor vier Jahren hatte er die Farm gekauft, die flussabwärts von unserer lag. Sie war eine ganze Zeit lang unbewohnt gewesen wegen ihres vorherigen Eigentümers, eines älteren Schotten. Doc Wade war auf der Suche nach billigem Land nach Dove River gekommen, wo er weit genug von den Menschen weg war, die meinten, ihn beurteilen zu müssen – er hatte eine reiche Schwester und einen Schwager in Toronto. Die Leute nannten ihn Doc, obwohl er, wie sich herausstellte, gar kein Doktor war, sondern nur ein kultivierter Mann, der in der Neuen Welt keinen Platz gefunden hatte, der es ihm ermöglicht hätte, seine mannigfaltigen, wenn auch nebulösen Fähigkeiten einbringen zu können. Unglücklicherweise erwies sich auch Dove River nicht als die Ausnahme, auf die er gehofft hatte. Wie so viele Männer vor ihm musste auch er feststellen, dass die Landwirtschaft ein langwieriges Geschäft ist, bei dem einem das Vermögen zwischen den Händen zerrinnt, man sich die Gesundheit ruiniert und an dem die Lebensgeister zerbrechen. Die Arbeit war zu schwer für einen Mann in seinem Alter, und er war auch nicht mit ganzem Herzen dabei. Seine Ernten brachten einen schlechten Ertrag, seine Schweine liefen frei im Wald herum, das Dach seiner Hütte fing Feuer. Eines Abends rutschte er auf einem Felsen aus, der vor seiner Hütte einen natürlichen Landesteg bildete, und wurde später aus dem tiefen Strudel unterhalb von Horsehead Bluff gefischt (das mit der typisch erfrischenden kanadischen Einfallslosigkeit so genannt wird, weil es einem Pferdekopf ähnelt). Sein Tod sei die gnädige Erlösung nach all seiner Mühsal, sagten die einen. Andere sprachen von einer Tragödie – eine jener kleinen, häuslichen Tragödien, von

denen es im Busch nur so wimmelte. Ich glaube, ich sah es noch einmal anders: Wade trank, wie die meisten Männer. Eines Nachts, als all sein Geld ausgegeben war und der Whisky ausgetrunken, als es für ihn nichts mehr zu tun gab auf dieser Welt, ist er zum Fluss hinuntergegangen und hat zugesehen, wie das kalte Wasser an ihm vorbeirauschte. Ich stelle mir vor, wie er hinauf zum Himmel blickte, wie er ein letztes Mal der spöttischen, gleichgültigen Stimme des Waldes lauschte, den Sog des Hochwasser führenden Flusses spürte und sich dann dessen unendlicher Güte anvertraute.

Der Dorfklatsch verbreitete daraufhin, dass das Land nur Unglück bringe, aber immerhin war es billig, und Jammet gab nicht viel auf abergläubische Gerüchte, obwohl er es vielleicht besser getan hätte. Er hatte als Handlungsreisender für die Trading Company gearbeitet und war unter ein Kanu geraten, das er über ein paar Stromschnellen hatte tragen wollen. Nach dem Unfall hinkte er, und man zahlte ihm eine Entschädigung. Er schien für den Unfall eher dankbar zu sein, denn dadurch hatte er genug Geld, um etwas Land zu kaufen. Er betonte immer wieder gern, wie faul er sei und dass er ganz sicher keine Farmarbeit machen würde, um die sich andere Männer einfach nicht drücken konnten – oder wollten. Er verkaufte den größten Teil von Wades Land und lebte vom Kopfgeld für die Wölfe und von ein wenig Handel. Jeden Frühling kam eine Reihe dunkler, weit gereister Männer mit ihren Kanus und ihren Bündeln voller Waren aus dem Nordwesten, die in ihm einen angenehmen Geschäftspartner fanden.

Eine halbe Stunde später klopfte ich an die Tür des größten Hauses von Caulfield. Während ich warte, versuche ich die Finger der rechten Hand zu strecken – sie scheinen sich zu einer Art Kralle zusammengekrampft zu haben.

Mr Knox hat eine ungesunde, gräuliche Gesichtsfarbe, bei der ich immer an Sodbrennen denken muss. Er ist groß und dünn

mit einem Profil, das so scharf wirkt wie eine Axt, die nur darauf wartet, die Unwürdigen niederzuschlagen – für einen Friedensrichter scheint mir diese Physiognomie recht vorteilhaft. Mir ist auf einmal so flau, als hätte ich seit einer Woche nichts gegessen.

»Ah, Mrs Ross ... welch unerwartetes Vergnügen ...«

Um ehrlich zu sein, scheint mein Anblick ihn eher zu beunruhigen als zu erfreuen. Gut möglich, dass er jeden so ansieht, aber mir drängt sich der Eindruck auf, dass er mehr über mich weiß, als mir lieb sein kann, und dass er daher auch intuitiv spürt, dass ich nicht zu den Menschen gehöre, die er sich für seine Töchter als Umgang wünscht.

»Mr Knox, es wird leider kein Vergnügen. Es gab einen ... einen schrecklichen Unfall.«

Mrs Knox scheint Klatsch der schmutzigsten Sorte zu wittern und gesellt sich deshalb sofort zu uns, und ich erzähle ihnen beiden, was ich in der Hütte am Fluss vorgefunden habe. Mrs Knox greift nach dem kleinen Goldkreuz an ihrem Hals. Knox nimmt die Nachricht ruhig auf, dreht sich aber irgendwann weg, und als er sich mir wieder zuwendet, habe ich das Gefühl, dass er einen der Situation angemessenen Gesichtsausdruck aufgesetzt hat – grimmig, ernst, entschlossen und so weiter. Mrs Knox sitzt jetzt neben mir und tätschelt meine Hand, und ich muss mich beherrschen, sie nicht wegzuziehen.

»Wenn ich daran denke, dass es das letzte Mal war, als ich ihn dort im Laden gesehen habe. Er wirkte so ...«

Ich nicke zustimmend und muss daran denken, wie wir bei ihrem Eintreten in schuldbewusstes Schweigen verfallen waren. Nach vielen betroffenen Beileidsbekundungen und guten Ratschlägen für meine angeschlagenen Nerven eilt sie davon, um ihre Töchter von dem Vorfall zu unterrichten, in angemessener Form selbstverständlich (mit anderen Worten: sehr viel detaillierter, als wenn ihr Vater anwesend wäre). Knox schickt einen Boten nach Fort Edgar, um Vertreter der Company her-

zubeordern. Mich lässt er währenddessen allein die Aussicht bewundern, und als er zurückkehrt, erklärt er, dass er John Scott kommen lasse (dem nicht nur der Laden und die Mühle gehören, sondern darüber hinaus auch etliche Lagerhallen und sehr viel Land). Der solle mit ihm gehen, um die Hütte in Augenschein zu nehmen und sie bis zum Eintreffen der Bevollmächtigten der Company gegen »Eindringlinge« zu sichern. Eindringlinge. So drückt er sich aus, und ich spüre einen Hauch von Kritik in seiner Stimme. Er kann mir zwar keinen Vorwurf machen, dass ich die Leiche gefunden habe, aber ich bin mir sicher, er bedauert es, dass die Frau eines einfachen Farmers mögliche Spuren am Tatort zerstört haben könne, bevor er die Gelegenheit hatte, seine überlegenen Fähigkeiten zur Anwendung zu bringen. Aber ich spüre noch etwas, etwas, das über sein Missfallen hinausgeht – Erregung. Er sieht sich bereits in einem Drama glänzen, das sehr viel dringlicher und publikumswirksamer ist als die meisten Vorfälle, die sich sonst in den Wäldern ereignen – er wird in diesem Fall nämlich selbst ermitteln. Ich nehme an, Scott nimmt er deshalb mit, um dem Ganzen einen offiziellen Anstrich zu geben und um einen Leumund für seine Genialität zu haben, und auch deshalb, weil Scotts Alter und sein Reichtum ihm einen gewissen Status verleihen. Mit Intelligenz kann es jedenfalls nichts zu tun haben – Scott ist der lebende Beweis dafür, dass die Reichen nicht unbedingt besser oder klüger sind als wir anderen.

In Scotts zweirädrigem Wagen machen wir uns auf den Weg flussaufwärts. Da Jammets Hütte ganz in der Nähe unseres Hauses liegt, kommen die beiden nicht umhin, mich mitzunehmen, und da wir zuerst zu seiner Hütte kommen, biete ich an, sie zu begleiten. Knox legt die Stirn in onkelhafte Falten.

»Sie müssen ganz erschöpft sein nach diesem furchtbaren Schreck. Ich bestehe darauf, dass Sie nach Hause gehen und sich ausruhen.«

»Wir werden schon in der Lage sein, alles zu sehen, was Sie

auch gesehen haben«, fügt Scott hinzu. Und möglicherweise noch mehr, will er eigentlich sagen.

Ich wende mich von Scott ab – mit manchen Menschen kann man einfach nicht reden – und spreche stattdessen die Haken-nase an. Ich spüre, dass er schockiert darüber ist, dass ich als Frau den Gedanken ertragen kann, mich diesem Gräuel noch einmal auszusetzen. Aber irgendetwas in mir versteift sich trotzig gegen seine implizierte Annahme, dass er – und nur er allein – die richtigen Schlüsse ziehen könne. Vielleicht liegt es aber auch nur daran, dass ich mir ungern sagen lasse, was ich zu tun und zu lassen habe. Ich erkläre den Männern, dass ich ihnen sagen könne, ob irgendetwas verändert worden sei, wogegen sie nichts weiter erwidern können. Und außer mich gewaltsam den Weg hinunterzuschleifen und mich in mein Haus einzusperren, können sie wenig gegen mich tun.

Das Herbstwetter ist gnädig gestimmt, und trotzdem schlägt uns ein leichter Verwesungsgeruch entgegen, als Knox die Tür öffnet. Den hatte ich vorhin nicht bemerkt. Knox tritt ein, atmet durch den Mund und berührt Jammets Hand – ich sehe, wie er zögert und überlegt, wo er ihn am besten anfasst –, dann verkündet er, dass Jammet tatsächlich tot sei. Die beiden Männer unterhalten sich mit gedämpften Stimmen, sie flüstern beinahe. Das kann ich gut nachvollziehen – lauter zu reden wäre unangemessen. Scott nimmt sein Notizheft und schreibt auf, was Knox ihm diktiert, während er die Leiche untersucht und ihre Lage, die Temperatur des Ofens und die im Zimmer befindlichen Gegenstände kommentiert. Dann steht Knox eine ganze Weile untätig herum, wobei es ihm trotz allem noch gelingt, wichtig auszusehen – diese anatomische Absonderlichkeit betrachte ich mit einem gewissen Interesse. Auf dem staubigen Boden sind zwar verwischte Fußabdrücke auszumachen, es gibt jedoch keinen Hinweis auf fremde Gegenstände oder irgendeine Waffe. Der einzige Anhaltspunkt ist die entsetzliche runde Wunde an Jammets Kopf. Das muss ein indianischer Bandit



Stef Penney

Die Zärtlichkeit der Wölfe

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 544 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-31150-7

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2007

1867, Kanada: Als der Winter mit Macht, Eis und Schnee über die Siedlung Dove River hereinbricht, wird ein Mann skalpiert in seinem Bett aufgefunden. In derselben Nacht verschwindet der 17-jährige Frances, der schweigsame, eigenbrötlerische Adoptivsohn der Ross-Familie. Hat er etwas mit dem Mord zu tun? Oder ist auch er nur ein unschuldiges Opfer? Wurde er womöglich von Indianern verschleppt? Während in Dove River noch spekuliert wird, folgt Mrs. Ross den Fußspuren, die von der Hütte des Ermordeten nach Norden, direkt in die Tundra hinein führen. Schnell heften sich jedoch zwielichtige Abenteurer an ihre Fersen, und unwillentlich gerät die sanfte Frau zwischen die Fronten mächtiger Interessen. Denn plötzlich geht es nicht mehr nur um ihren Adoptivsohn, sondern auch um kostbare Pelze, zwei verschollene Mädchen und eine vergessene indianische Schriftkultur.

Ausgezeichnet als bester britischer Debütroman.